



ZOË BEE
LICHTFÄNGERIN

Mein langer Weg vom New Age nach Bethlehem

fontis

Überhaupt wollte ich an immer neuen Orten sein, mobil, mit Künstlern, viele Sprachen durcheinander. Oder dann Graupapagei-Importeurin oder Vikunja-Züchterin. Journalismus? Soziologie? Aber auch Werklehrerin. Insgeheim supergern Balletttänzerin. Wahnsinnig gerne Kulissenmalerin im Theater. Ja – und Clown, das reizte mich sehr.

Auch träumte ich davon, eine professionelle Märchenerzählerin zu werden, im rollenden Theater, von Dorf zu Dorf fahrend. In vielen bunten Kostümen meine Geschichten erzählend. Modedesignerin. Oder Entwicklungshelferin beim Roten Kreuz, und wenn das nicht klappt, dann Zauberer.

Champignonzüchterin wäre auch gut – meine geliebten Pilz-Zwergenhäuschen! Reiseleiterin eventuell auch. Und eine berühmte Krimi-Schriftstellerin. Oder Hochsee-Matrosin und vielleicht auch Landschaftsarchitektin. Als Schleckermäulchen war auch Confiseurin eine Option und dann vor allem und unbedingt *Erfinderin*.

Da die Eltern mein Talent erkannten, schickten sie mich zuerst in einen Jahreskurs, das nannte sich Modefachklasse und diente dazu, sich für einen künstlerischen Beruf zu entscheiden. Schon in der ersten Schulwoche begann sich der Picasso in mir zu regen. Ich war so glücklich, vom Morgen bis zum Abend nichts anderes zu tun, als zu zeichnen.

Das Höchste aller Gefühle war, mit meiner riesigen Zeichenmappe unter dem Arm ganz wichtig am Bahnhof in den Bus einzusteigen und bei der Kunstgewerbeschule wie zufällig auszusteigen, dann aber zügig auf den Haupteingang zuzuschlendern. Ich stellte mir vor, wie die im Bus Zurückgebliebenen auf meinen Rücken starrten und sehnsuchtsvoll von der Kunstgewerbeschule träumten. Aber sie stiegen im Kornhaus oder am Tierpark aus und schoben dort ihre Runden und kümmerten sich weder um mich noch um meine Mappe.

Pflegeleicht war anders. Mami hatte mich deshalb an Papa delegiert. Dieser diskutierte mit einer höchst eigenwilligen und dezidierten Tochter abendlang über antiautoritäre Erziehung, Anarchismus und Marxismus. Ich vertrat das Gedankengut von Bertrand Russell⁴, nahm an Demos teil und war begeistert vom Prager Frühling mit meinen Helden Alexander Dubček und Ludvík Svoboda.

Und selbstverständlich wollte ich auswandern und eine neue Gesellschaft gründen. Vielleicht in Kanada.

Auch liebäugelte ich mit weichen Drogen. Papa verbot das kategorisch, wodurch er genau das Gegenteil bewirkte. Ich schlug ihm vor, nur einen einzigen Joint probierhalber mit mir zu rauchen. Überraschenderweise schien er nicht komplett abgeneigt zu sein. Vielleicht dachte er, das sei das kleinere Übel, so hätte er mich wenigstens unter Kontrolle.

Mami war entsetzt, etwas anderes hätte ich auch nicht erwartet. Wir planten das Vorgehen. Doch es sollte nicht so weit kommen, denn leider verspielte ich die Gunst meines Vaters bereits bei der nächsten Gelegenheit ...

Kapitel 3

Die schlechtesten Spaghetti meines Lebens

Zu der Zeit wohnte ich sozusagen in meinen zwei Lieblingskneipen, selbstverständlich die übelsten der ganzen Stadt, aber das war ja gerade das Coole an der Geschichte. Provozieren bis zum Abwinken. Da gingen Künstler und romantische Weltverbesserer ein und aus. Auch unglückliche Herzbluter wie ich.

Eines Tages lernte ich dort einen jungen Mann kennen. Mike war blond, sanft und erzählte, dass er Stadtrat werden wolle. Es war die Zeit der Wahlkampagne mit den nackten Stadträten, die als Querdenker die Politszene aufwirbeln wollten. Als Mike erfuhr, dass ich an der Kunstgewerbeschule war, bat er mich, ihm ein Wahlplakat zu zeichnen. Ich sagte natürlich zu. Das Plakat sollte er nie erhalten.

Wir verabredeten uns für den Folgetag, damit er mir alles genauer zeigen konnte. Er wohnte im Hippieviertel der Stadt, war ein alternativer Idealist wie ich und ein paar Jahre älter. Als ich über die enge, fast verfallene Holztreppe bei ihm hochstieg und direkt in der Bonsai-Küche landete, hatte er gekocht. Aber voll schlimm: Apfelmus aus der Dose, dazu etwas Verkochtes mit wenig Hackfleisch. Alles vermischt. Doch anständigerweise beförderte ich ein paar Gabeln in meinen Mund.

Dafür entsprach die Musik meinem Stil. Rauf und runter hörten wir «Proud Mary» und andere Hits von Creedence Clearwater Revival, Black Sabbath, Santana und natürlich Joan Baez. Nicht übertrieben laut, aber doch empathisch genug, dass das ganze Viertel auch mithören durfte.

Mike zeigte mir alle Unterlagen und erklärte mir, was er sich vorstellte. Für mich war alles klar. Ich hätte eigentlich abzischen können. Doch ich blieb. Wir diskutierten und hörten Musik. Dazu tranken wir Wein.

Irgendwann fragte er mich, ob ich nicht nach Hause gehen sollte, weil schon bald der letzte Bus fuhr.

Ich wollte nicht.

Er fragte nochmals, und ich erklärte, dass ich die Nacht bei ihm verbringen wollte. So machten wir es uns auf seinem Bett mit indischem Batik-Überzug in warmen Braun-Orange-Farben gemütlich. Wir blieben die ganze Nacht angekleidet. Es passierte rein gar nichts. Er wusste, dass ich noch nicht mal sechzehn war.

Am nächsten Morgen trottete ich wie gewohnt und pünktlich zur Kunstgewerbeschule.

Doch plötzlich stand meine Mutter vor mir. Völlig aufgelöst, außer sich, entsetzt. Sie befahl mir mit eiskalter Stimme, dass ich jetzt nicht zur Schule gehen, sondern auf der Stelle mit ihr nach Hause kommen müsse. Mit ihr. Wie ein Kleinkind fasste sie mich an der Hand und ließ mich nicht mehr los. Was ziemlich kompliziert war, denn in der anderen Hand trug ich die obligatorische XXL-Zeichnungsmappe.

Während der ganzen Busfahrt schwiegen wir. Zu Hause angekommen, schickte sie mich auf mein Zimmer. Kein zusätzliches Wort, und ich stellte auch keine Fragen.

Ich hörte, wie Mami telefonierte, ganz lange, immer wieder. Später sagte sie mir, dass sie eine Beratungsstelle gesucht hatte, weil sie als Eltern mit mir überfordert waren. Und jetzt, wo ich nicht mal mehr nach Hause gekommen sei, hätte ich den Bogen endgültig überspannt.

Das war immer noch zu der Zeit, als ich die Haare weder kämmte noch wusch und mit meinem Rasta-Look provozierte. Mami wurde von einer Stelle zur andern weitergeleitet, bis sie schließlich blöderweise bei der Polizei landete. Die wurde deutlich hellhörig, als sie vernahmten, dass ich als noch nicht Sechzehnjährige die Nacht auswärts verbracht hatte. Ergo erhielten wir eine Vorladung.

Es war schon speziell: Papa, dem die Arbeit wichtiger als alles andere war, hatte plötzlich Zeit und fuhr uns höchstpersönlich hin. Neben mir waren Mami und die Ich-weiß-nicht-wieso-die-auch-dabei-sein-musste-Schwester dabei. Papa hielt vor dem Polizeigebäude. Es sah genauso düster aus, wie ich mir ein Polizeigebäude vorstellte, mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

Papa stieg sonst normalerweise nur dann aus, wenn er wirklich aussteigen musste. Aber hier war es ihm offenbar extrem wichtig, jedenfalls vollbrachte er das ganze Aussteige-Prozedere.

Das heißt: Zuerst mit der linken Hand das linke Bein auf die Straße stellen. Arretierung der Beinschiene lösen. Ein wenig nach links rutschen auf dem Fahrersitz. Rechte Hand unter das rechte Bein legen und dieses fassen. Rechtes Bein unter dem Steuerrad durchziehen und ebenfalls auf die Straße stellen. Dann die linke Hand auf die linke Autotür legen, fassen und sich hinaus- und hochziehen. Das ist eine ganz schöne Quälerei.

Dann nach den beiden Stöcken greifen. Die sind hinter dem Fahrersitz aufgestellt. Sie sind individuell angepasst, er hatte einen für die rechte und einen für die linke Hand. Und schon stand er da neben dem Auto.

Er schaute mich unerträglich ernst an, als wenn mein ganzes Leben verpfuscht wäre. Gemeinsam Haschisch rauchen war wohl endgültig vom Tisch.

Er gab mir die Hand und sagte mit angestrenzter Stimme: «Was auch immer geschieht, ich bleibe immer dein Vater!»

Und prompt meldete sich die Schwester und zischte vom Rücksitz her: «Aber für mich bist du nicht mehr meine Schwester, dich gibt es nicht mehr!»

Ich sagte gar nichts. War sprachlos. Irgendwie fühlte ich mich wie ein Spielball. Dass mein Vater sich zu mir bekannte, freute mich zwar sehr, aber die Reaktion meiner Schwester tat brutal weh.

Mami ergriff meine Hand und zog mich zum Polizeiposten.

Es wurde das erste von mehreren Interviews. Die waren dermaßen penetrant überzeugt, dass ich mit Mike geschlafen hatte. Es ging ihnen gar nicht um mich, sondern um Mike. Sie wollten unbedingt wissen, wer das ist, damit sie ihn anzeigen konnten. Und ich wollte das unbedingt nicht. Ich wollte ihn nicht in die Bredouille bringen, warum auch?

Sie kurvten mit mir im zivilen VW-Käfer durch die Stadt, und ich sollte sagen, ob er in dieser Gegend wohne. Ich sagte mal das, mal jenes. Es konnte doch wohl sein, dass man sich nicht mehr so genau erinnerte. Jedenfalls stellte ich mich blöd.

Dann schickten sie mich in die Frauenklinik. Die sollten abklären, ob ich noch Jungfrau sei. Nun wurde es heikel. Bisher konnte ich immer die gleiche Geschichte auftischen und verhaspelte mich nie, obwohl sie mich auf unterschiedlichste Weise testeten. Aber ein Jungfernhütchen würde ich nicht herzaubern können. Und dann würden sie selbstverständlich Mike verdächtigen, da ja niemand von der Vergewaltigungsgeschichte wusste.

Die Untersuchung im Krankenhaus war grässlich. Kaum auf der kalten Liege, konnte ich mich schon wieder anziehen, denn von Jungfrau keine Spur. Was jetzt?

So entschloss ich mich zu einem radikalen Schritt. Flucht nach vorn sozusagen. Ich hatte nichts mehr zu verlieren. Also überwand ich mich und erzählte der Polizei vom jahrelangen Missbrauch. Wer, was, wie, wo? *Tutto*. Plötzlich war Mike unwichtig, denn nun hatten sie endlich eine Fährte. Sie gingen zu meinem Vergewaltiger. Konfrontierten ihn mit meiner Aussage. Er gab sofort alles zu. Alles!

Meine Familie wurde durch die Polizei informiert. Sie glaubte es nicht: «Ach, die hat sich das zusammenfantasiert.»

«Nein, nein, wir haben Beweise, der Täter hat gestanden!»

Dann Schweigen. Schock. Es übertraf ihre Vorstellungskraft, passte nicht in ihr Bild einer Familienidylle. So fühlten sie sich gezwungen, alles sehr schnell mit einer dicken Tabudecke zu verdunkeln. Mit mir wurde nie auch nur ein Wort darüber gesprochen. Ich wurde nicht einmal von jemandem gefragt, wie es dazu kam, wieso ich nie darüber gesprochen hatte. Oder wenigstens, wie ich mich fühlte, ob ich eventuell Hilfe bräuchte.